

Der Kriegsgefangenen-Frühlingsgruß an die Heimat.

MAX NAGEL (Jahrgang 1897)

In rumänischer und russischer Gefangenschaft

Der 1897 im Ostallgäu in der Gemeinde Ruderatshofen geborene Max Nagel besuchte das Gymnasium in Dillingen an der Donau als Zögling des Bischöflichen Knabenseminars. Am 21. Oktober 1916 kam er als Rekrut zum 1. Bayerischen Jägerbataillon nach Rumänien. Bereits am 10. November 1916 geriet er in einem rumänischen Dorf verwundet in Gefangenschaft und galt als vermisst. Am Weihnachtsabend 1917 erreichte erstmals eine Nachricht aus russischer Kriegsgefangenschaft seine Eltern in Donauwörth. Begünstigt durch die Verwirrung an der russisch-rumänischen Front, glückte Anfang Februar 1918 sein dritter Fluchtversuch, und so traf er am 22. März 1918 wieder in Donauwörth ein.

Auf Patrouille

Es war Mitte November 1916, südlich von Negoiu¹ in den Transsylvanischen Alpen. Wir waren schon in die Ebene der Walachei hinabgestiegen. Tag für Tag waren bei meiner Kompanie Patrouillen gegen den Feind abzuschicken. Die neunte Gruppe, bei der auch ich mich befand, sollte eines Tages ebenfalls ihr Glück beim Auskundschaften und Ausforschen des Geländes versuchen. Die achte Gruppe war am Tage zuvor ohne Verlust, mit ein paar Maultieren, die mit 40 großen weißen rumänischen Brotlaiben bepackt waren, zurückgekehrt. Dieser Erfolg reizte uns. Wir stiegen den Berg hinunter, der ungefähr 1500 Meter hoch war. In die Nähe der feindlichen Stellung gekommen, schwärmten wir aus, das Gewehr anschlagfertig im Arm. Nichts war zu sehen und zu hören als das Rauschen eines Baches. Als wir nach drei Stunden die Stelle erreicht hatten, zu der unser Befehl uns verpflichtete, kehrten wir wieder um und kamen mittags zurück. Die Kameraden erwarteten uns mit Beute, aber wir gaben den Bescheid: Die Rumänen scheinen in Urlaub zu fahren und lassen sich nicht sehen. Aus der Küche holten wir Suppe und Fleisch, und als wir die Feldkessel reinigten, erschien der Herr Leutnant und befahl in Reih' und Glied zu treten. Er hatte den Auftrag erhalten, eine dreitägige Offizierspatrouille zu unternehmen und lud uns dazu ein. Einer schaute den anderen an. Es traten



Farbige Postkarte Curtea de Argeș, Bahnhof.

ein paar Mann vor, aber es sollten ihrer zwanzig sein. Nach Zwischenpausen kam einer nach dem anderen vor. Der Leutnant redete manchen liebenswürdig zu; ich wollte auch nicht zurückstehen, obwohl ich erst von einer Patrouille zurückkehrte, und so war alsbald die Zahl voll. Um halb vier Uhr war Abmarsch. Wir packten unsrer Tornister, packten 200 Patronen ein, fassten für drei Tage Verpflegung und fort ging's. Vorher Abschied unter Händedruck von den Kameraden, Anweisungen und Grüße an die Eltern, falls man nicht mehr zurückkommen sollte.

Wir gingen denselben Weg, den ich in der Frühe gemacht hatte. In dem Orte, wo wir heute Morgen waren, wurde Halt gemacht. Wir zogen uns seitwärts in den Tannenwald, legten die Rüstung ab, machten Feuer und fingen das Kochen an. Damit uns der Feuerschein nicht verrate, wurde rings um das Feuer eine Zeltwand aufgeschlagen. Wir durften bis früh vier Uhr des nächsten Tages biwakieren. Zum Schutze vor Überfall wurde ein Doppelposten aufgestellt. Ich war gleich der erste, der diese Pflicht übernahm. Nach zwei Stunden folgte die Ablösung, und ich konnte am Lagerfeuer mich zur Ruhe niederlegen. Die Nacht verlief ruhig, nur in der Nähe hörten wir Schreien und Fluchen der Rumänen und sahen in der Ferne einen großen Feuer-

schein. Wir ließen uns nicht beunruhigen. Punkt vier Uhr packten wir auf und schritten dem grauen Morgen entgegen. Wir mussten über eine freie Waldwiese, rings von Tannen umgeben, durchzogen von einem plätschernenden Gebirgsbache. Wir schlichen durch Schluchten, an einer rumänischen Feldwache vorbei, die sich an einem Feuer gütlich tat. Wir wollten sie anfangs überrumpeln, aber um uns nicht zu verraten, ließen wir sie unbehellig.

Immer weiter ging es geräuschlos dahin, jeden Augenblick gefasst, dass wir angeschossen würden. Wir kamen über alle Hemmnisse und Schwierigkeiten glücklich hinweg, aber unsere Kraft war durch unsere Aufregung und Anstrengung erschöpft, so dass wir kaum mehr auf den Füßen zu stehen vermochten. Jedoch der Befehl musste ausgeführt und das festgesetzte Dorf erreicht werden. Um zwei Uhr nachmittags kamen wir aus dem dichten Bergwald heraus und sahen eine große Ebene vor uns, zu beiden Seiten von Hügeln eingefasst. Von ferne hörten wir den schrillen Pfiff einer Lokomotive und das Rasseln der Eisenbahnwagen. Zu Füßen lag das ersehnte Dorf: Căpățâneni bei Arefu. Alle Müdigkeit verschwand, die Strapazen waren vergessen und lustig stiegen wir den Hügel hinab.

Wir wurden von einem rumänischen Bauern bemerkt, der mit seinen Ochsen auf einen Acker fuhr. Er ließ sein Ochsespann im Stich, rannte Hals über Kopf ins Dorf und schlug Alarm. Wir ließen uns nicht stutzig machen und marschierten weiter. Wir fassten am Wege einen kleinen Rumänen ab und fragten ihn, ob im Dorfe Soldaten wären. „Nimica“ (Nichts ist hier!) meinte er. Wir deuteten ihm an, wenn er uns anlüge, würden wir ihn mitnehmen und er dürfte nicht mehr nach Hause zurückkehren. Er brach in Tränen aus und wir ließen den armen Kerl laufen.

Um drei Uhr waren wir im Dorf und begannen sofort die Häuser zu untersuchen, welche Lieferungen geleistet werden könnten, wenn unsere Kameraden nachrückten, und was an Schweinen, Hühnern, Enten, Gänsen, Brot, Tabak und Milch zu requirieren wäre.

Der Schrecken und die Angst der Leute, als sie zum ersten Mal die „tragulă German“, die „Teufels-Germanen“, sahen, war unbeschreiblich.

Wir waren in der Mitte des Dorfes angekommen, da knattert und kracht es auf allen Seiten. Feindliche Kugeln pfften vorbei, hinten und vorn schlugen sie ein. Wir glaubten uns von der Zivilbevölkerung überfallen, bemerkten aber alsbald Soldaten, die aus den Fenstern der Häuser eine Salve um die andere auf uns abgaben.

Da wir ihre Stärke nicht schätzen konnten und auch keine Deckung fanden, zogen wir uns an den Ausgang des Dorfes zurück. Wir hatten noch Glück, keiner war verwundet. Am Ausgang des Dorfes war ein Hügel von den Rumänen schon besetzt, links ein Haus, die Fenster voll von Feinden. Wir saßen in der Patsche. Aber leichten Kaufes uns ergeben und gefangennehmen lassen, das gab's bei bayerischen Jägern nicht. Also „durch!“

Die Rumänen schießen wie toll, wie ein Bienenschwarm kommen die Geschossgarben. Es geht mitten durch den Kugelregen. Ein Kamerad fällt, ein Schuss durchs Herz. Er war sofort tot. Einige Meter weiter wankt ein anderer. Es ist Kamerad Spitt von meiner Gruppe. „Max“, ruft er, „ich bin verwundet, ich muss sterben! Schreibe es meinen Eltern.“ Ich reichte ihm die Hand zum letzten Gruße, Blut kam aus seinem Munde, und alsbald war ein blühendes Leben erloschen.

Einige Schritte weiter wurde mein lieber Leonhard Weber verwundet. Er hatte einen Querschläger in den Oberschenkel erhalten, das ganze Bein war zersplittert, so dass der Fuß nur noch an der Haut hing. Im Hinfallen erhielt er in die Wade einen Schuss, und wieder einen Querschläger, so dass der Fuß oben und unten gebrochen war.

Ich selbst hatte bis jetzt Glück. Noch 10 Meter vorwärts und ich wäre außer Schussweite gewesen. Auf einmal bringe ich meinen linken Fuß nicht mehr vorwärts, und im nächsten Augenblick fiel ich zu Boden. Ich wusste anfangs nicht, wie es kam, dass ich nicht aufstehen konnte. Ich griff nach der Stelle, wo es mir so sonderbar feucht schien, und ich hatte die Hand voll Blut. Jetzt erst wurde mir klar, dass ich auch verwundet sei. Ich rief meinem Kollegen Faltermeier zu, ich sei verwundet, er solle es meinen Eltern schreiben, falls ich nicht mehr zurückkehren könnte.

Ich kroch, da ich nicht mehr gehen konnte, und sollte ich bis zu unseren Schützengräben kriechen müssen. Das bemerkten die Rumänen, und wie verrückt schossen sie auf mich. Ich bekam fünf Streifschüsse. Sie durchlöcherten zum Glück nur den Rock und streiften die Haut. Mein Leben wollte ich um jeden Preis retten. Ich riss meinen Tornister vom Rücken und gebrauchte ihn als Deckung. Die Rumänen machten einen Sturmangriff. Mit Hurra – an der Spitze ein Leutnant – kamen sie dahergerannt und machten ein Geschrei, als ob sie eine ganze Schlacht gewonnen hätten. In Wirklichkeit hatten sie es nur mit zwei Toten und zwei Verwundeten zu tun.

Als der rumänische Leutnant mich sah, fragte er, ob wir zwei, Weber und ich, Deutsche seien. „Warum nicht?“ sagte ich. Dann stellte er die Frage, warum Deutschland mit Rumänien Krieg gemacht hätte. Ich antwortete: „Rumänien hat ja den Krieg erklärt und nicht Deutschland, das sollten sie als Leutnant wissen.“ Er fragte weiter, warum ich nicht aufstehe. Ich erwiderte: „Wenn ich nicht verwundet wäre, würden Sie mich nicht hier sehen.“

Gefangen

Der Leutnant rief einen Soldaten herbei und gab ihm Befehl, mich in das Wachhaus zu bringen. Dieser nahm mich auf seinen Rücken, und der Leutnant entfernte sich, in der Hoffnung, noch mehr Gefangene zu machen. Zu meiner Freude gelang es ihm nicht. Als der rumänische Soldat außer Sichtweite des Leutnants war, warf er mich mit einem Ruck auf den Boden und lud das Gewehr. Dann hielt er mit der einen Hand die Waffe und mit der anderen durchsuchte er meine Taschen. Er fand auch meine Uhr, ein Geschenk meines Firmpaten, und deutete mir an, wenn ich die Uhr ihm nicht gebe, werde er mich erschießen. Ich gab ihm die Uhr. Er lud mich wieder auf seine Schultern, um mich in das Wachhaus zu tragen. Auf dem Wege dahin begegneten wir rumänischen Zivilbewohnern. Als sie mich erblickten, hoben sie Steine auf und warfen nach mir. Ein fanatischer Bauer wollte mir mit einem großen Steine die Gehirnschale einschlagen. Es kam auch ein Gendarm dazu, der der Ansicht war, wenn er einen Gefangenen totschieße, habe er sich in besonderer Weise um sein Vaterland verdient gemacht. Er pflanzte sich drei Meter vor mir auf und legte an. Der Soldat, dem ich die Uhr gegeben, fühlte ein menschliches Rühren, hatte Mitleid mit mir und sagte, er müsse mich auf Befehl des Leutnants in das Wachhaus bringen. Er teilte dem Gendarmen auch mit, dass ich noch verschiedene Gegenstände bei mir hätte: Geld, Messer, Zahnbürste, Seife usw. Kaum vernahmen die Umstehenden diese Worte, da fielen sie über mich her, Gendarm, Männer und Weiber ließen ihrer Raubgier freien Lauf. Der eine griff in diese, der andere in jene Tasche, und in ein paar Sekunden war ich gänzlich ausgeplündert. Nur eines hatten sie nicht erwischt, meinen Geldbeutel, in dem ich noch 7 Mark hatte. Diesen hatte ich frühzeitig in einem unbemerkten Augenblick in meine Hosenfalte gesteckt. Die Rumänen waren mit dem Beschauen der geraubten Sachen beschäftigt. Am meisten Freude machte

ihnen mein Zwicker. Er glänzte, und sie meinten auch, dass er aus Gold gefertigt sei. Sie konnten ihn nicht mehr gebrauchen, ein Glas zerbrach ich selber, das andere hatte mir eine Kugel weggeschossen.

Da die Rumänen keine weitere Notiz von mir nahmen, trug mich der Soldat zum Wachhaus. Dort unterwarfen mich die Soldaten einer neuen gründlichen Visitierung. Meine elektrische Taschenlampe konnte der eine brauchen, der andere meine paar Taschentücher, und zuletzt wollten sie mir die Schuhe ausziehen. Da die Rumänen ganz zerrissene Stiefel hatten, vorwitzig schauten ihre Zehen heraus, glaubte ich gerne, dass Rumänien an Leder keinen Überfluss habe. Da ich die Gewissheit hatte, für meine Schuhe keine anderen zu bekommen, ließ ich mir lieber Schläge und Fußtritte geben, als sie abzuliefern.

Nach wenigen Minuten brachten sie auch meinen Kameraden Weber in das Wachhaus. Mit ihm kam auch der rumänische Leutnant wieder. Er wollte mit mir ein Verhör beginnen, da ich aber so trübe Erfahrungen mit den Rumänen gemacht hatte und meine Habseligkeiten schwer vermisste, war ich in gereizter Stimmung. Er fragte mich, woher ich komme; ich sagte brüsk: „Von wo ich weggegangen bin.“ Er fragte weiter, wie viele Soldaten an unserer Front stünden; ich erwiderte, da müsse er selber an die Front gehen und sie abzählen, ich hätte mir bisher noch nicht die Mühe genommen. Der Leutnant muss ein geduldiger Mensch gewesen sein; er wollte auch wissen, wer Anschluss an unsere Schützenlinie habe. Ich gab ihm zur Antwort, darüber könne ich ihm nur sagen, dass wir Anschluss an die hatten, die neben uns waren.

Nun wurde der Leutnant wütend, und mit den Worten: „Hier haben Sie auch Anschluss!“ gab er mir ein paar Ohrfeigen. Ich erwiderte: „Nun werde ich Abschluss machen, wenn sie Anschluss machen“, und würdigte ihn keiner Antwort mehr.

Hierauf kam ein Sanitäter und wollte mich mit einem alten Fleck verbinden. „Ja Mensch, womit wollen Sie verbinden? Haben Sie keine Binde?“ „Wenn Sie keine haben“, entgegnete er in gebrochenem Deutsch, „so kann ich Sie nur mit einem Tuch verbinden.“

Zum guten Glück hatte ich noch mein Verbandpäckchen, gab es ihm, und er verband mir meine Wunde, hernach auch meinem Kameraden.



Farbige Feldpostkarte von Galați.

Von Arefu nach Curtea de Argeș und über Pitești, Bukarest nach Galați

Wir zwei wurden nun auf einen Ochsenwagen gelegt, und langsam ging die Fahrt in das Innere Rumäniens. Welche Schmerzen und Pein wir auf diesen Wegen erdulden mussten, davon macht man sich nicht leicht einen Begriff; die ganze Zeit ging es über eine holperige Straße, steile Hügel hinab. Der Wagen flog bald auf diese, bald auf jene Seite. Dadurch wurde der Fuß immer hin und her gestoßen, und die Schmerzen vermehrten sich in jeder Stunde. Nach dreitägiger Wagenfahrt kamen wir nach Curtea. Dort untersuchte uns ein Arzt, vielmehr sah er nach, welche Durchschlagskraft die rumänischen Geschosse hatten, band unsere Wunden wieder zu, und ein Sanitäter trug uns, nachdem er vorher unsere Mäntel und Decken gestohlen hatte, in den Sanitätszug, denn in Curtea beginnt die [Eisen]Bahn. Dieser bestand nur aus zwei Wagen. Im Hineintragen stahl mir ein anderer Sanitäter den Löffel, den ich in die Wickelgamasche gesteckt hatte. Von Curtea fuhren wir mit dem Zuge nach Pitești. Dort kamen wir abends sechs Uhr an. Wir wurden in den Wartesaal getragen und dort auf das bloße Steinpflaster gelegt. Dabei waren die Türen des Wartesaals meistens

offen, und der kalte Zug bei der grimmigen Novemberkälte war für uns nicht angenehm. Dort lagen mein Kamerad und ich, von 6 Uhr abends bis nächsten Tag nachmittags 3 Uhr, ohne Mantel und Decke.

Ich war dazu nur mit einem halben Hemd bekleidet. Meine Wunde hatte stark geblutet, und so war mein Hemd zum Teil voll Blut. Der Sanitäter riss die blutigen Fleckteile einfach weg, und so kam ich zu einem halben Hemd. Um drei Uhr bequemte sich der Arzt, sich zu uns zu bemühen und einen frischen Verband anzulegen. Hierauf trug mich ein Sanitäter zu einem Lazarettzug. Ich freute mich, nun ein Bett zu finden wie in unseren Lazarettzügen, aber zu meinem Schrecken kam ich in ein Abteil wie bei uns in vierter Klasse. Drei Tage und drei Nächte musste ich auf meiner Wunde sitzen, die Schmerzen stellten sich wieder ein, die Wunde brannte heftig; ich konnte nichts anderes tun, als auf die Zähne zu beißen, die Zeit abzuwarten und Tee zu trinken, der während der Eisenbahnfahrt mehrere Male verabreicht wurde. Es war mir eine große Freude, als der Zug, der über Bukarest gefahren war, in Galați hielt und es hieß: Hier wird ausgeladen!

Gleich nach Ankunft kamen die Sanitari, legten mich auf eine Tragbahre und trugen mich zu einem Sanitätswagen. Ich wurde zu einer Kaserne gefahren, die als Militärspital eingerichtet war. Ich bekam dort ein Bad, frische Wäsche und ein Bett. Wenn auch die Matratze hart war und nur eine Decke zum Zudecken, ich fühlte mich doch wieder als Mensch.

Als unsere Truppen Craiowa eroberten und die Rumänen sich immer mehr zurückziehen mussten, wurde auch ich zurückgezogen. Ich kam vom Spital in ein Arrestgebäude.



Feldpostkarte von Craiowa 1917.

Es wurden dort in ein Zimmer Betten gestellt. Die Fenster waren mit Eisenstäben vergittert, vor der Türe standen zwei Posten mit Gewehr. Meine Leidensgenossen waren sechs Bulgaren und einige Österreicher und Ungarn. Das Kommando hatte ein Sergeant, der

den Gefangenen das Geld abnahm, Kleidungsstücke verschwinden ließ und sie verkaufte. Als Sanitäter hatten wir zwei Kerle, die in Lumpen gekleidet und so schmutzig waren, dass man Ekel empfand, Speisen von ihrer Hand anzunehmen. Doch Hunger ist der beste Koch. Unser Speisezettel war folgender: In der Frühe Tee, fünf bis sechs Esslöffel voll. Mittags und abends brachte man in einer kleinen Schale Suppe, meistens Bohnensuppe, und alle vier Tage fünf Gramm Fleisch. Wenn wir uns beklagten, meinte der Wärter, wir sollten doch bedenken, dass wir Gefangene seien und deshalb nicht gemästet werden. Am Donnerstag und Sonntag war Mămăligă (Maisbrei) an der Tagesordnung. Fischwasser mit Gräten stand am Mittwoch, mittags und abends, als abscheuliche Delikatesse auf dem Speisezettel. Andere Speisen kennen die Rumänen nicht als Mămăligă, Bohnen und Fische. Auch den Schwerkranken gaben sie solche Speisen. Wenn sie diese rumänischen Nationalgerichte nicht vertragen konnten, dann bekamen sie gar nichts als ein wenig Tee und höchst selten Milch.

Man darf sagen, alle Schwerverwundeten, die in rumänische Gefangenschaft gerieten, sind größtenteils gestorben infolge der schlechten Ernährung und der mangelhaften Pflege. Die rumänischen Ärzte hatten zur Wundbehandlung kein anderes Medikament als Jod. War die Wunde halb zugeheilt, eiterte sie noch, kam der rumänische Feldweibel mit seinen Papieren, es wurden die Namen verlesen, die Kleider gebracht und es hieß: Prizonnières-Spital (Gefangenenspital). Leider fehlte meist die Hälfte der Kleidungsstücke. Hatte einer schöne Hosenträger, Strümpfe, Sacktücher: er bekam davon nichts mehr zu sehen, und man konnte sich darüber nirgends beschweren. Als ich meine Sachen zurückerhielt, fehlten mir die Strümpfe. Zuerst die Uhr, das Messer, der Zwicker, der Löffel, die Brieftasche, dann der Mantel, Decke, Brotsack und jetzt die Strümpfe. Und Rumänien – das Zigeunerland – kämpft für Kultur gegen deutsche Barbarei!

Mit mir kamen auch einige Bulgaren aus dem Spital. Sie hatten alle amputierte Füße. Da sie halb und halb geheilt waren, mussten sie auch in das Gefangenenspital. Ohne Krücken, ohne Begleitung eines Sanitäters, so wurden die armen Leute hinausgeworfen. An unserem Spital ging die Elektrische vorbei. Mit zehn Bani (8 Pfennige) hätten sie in ein paar Minuten bis zur Artilleriekaserne fahren können, wo das Gefangenenspital lag; aber niemand von uns hatte Geld, und so mussten sie drei Stunden durch die Stadt hüpfen, auf einen Holzprügel gestützt.

Als ich den Namen „Gefangenenspital“ vernahm, war ich der Meinung, dass dort auch Matratzen und Betten wären. Es war aber eine große Enttäuschung. Jede Woche einmal hielt ein Doktor eine kleine Visite ab. Kaum hatte er seine Nase zur Türe hereingesteckt, da war er schon wieder draußen. An Medizin, Verband, Bett war nicht zu denken. Auf dem Boden war Stroh verstreut, und darauf mussten die Verwundeten liegen. Das Stroh war voller Läuse, so dass man sich jeden Tage dreimal entlausen musste, um einigermaßen Ruhe zu haben.

Bei uns waren auch Österreicher, Ungarn und ungarische Rumänen. Letztere erklärten sich, um Begünstigungen zu erhalten, für Rumänen. Sie rissen das Nationalzeichen, die ungarische Kokarde, von ihren Mützen und sprachen immer rumänisch. Ein Ungar, früher in Ungarn Zugführer, war freiwillig zu den Rumänen gegangen und übernahm das Kommando für uns.

Kaum konnte ich ein wenig gehen, so kamen die Rumänen schon zu mir: Heide a lucro, German, hallo, zur Arbeit, German!

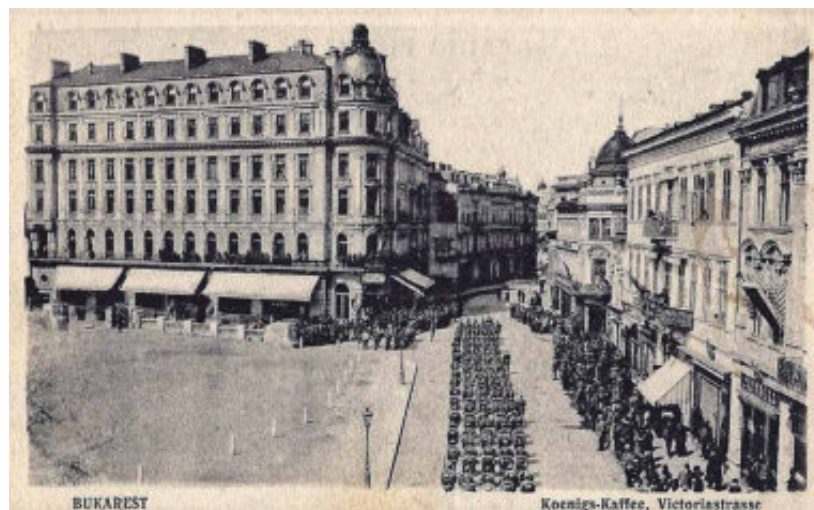
Meistens musste man mit einem Besen, der aus ein paar Dornsträuchern bestand, den Hof der Kaserne kehren, wo der rumänische Train² alle Tage Stroh fasste. Anderen Tages musste man Kartoffeln aus dem Magazin zur

Küche tragen. Kartoffeln schälen, Holz hacken usw. Beschäftigung wussten die Rumänen immer für andere Leute. Immer lief der Posten mit seinem Gewehr hinterdrein. Man war so streng bewacht, dass man einen nicht einmal allein dorthin gehen ließ, wohin man in aller Welt allein hingehen darf. Jeden Tag, in der Früh, mittags und abends, führte man uns wie eine Schafherde auf eine Wiese, die ungefähr fünf Minuten von unserem angeblichen Spital entfernt war, um die Notdurft zu verrichten. Das Essen in diesem Spital ging an, es gab Brot, Fleisch und Suppe.

In den Baracken von Galați

Als die deutschen Truppen in Bukarest einzogen, kamen alle Flüchtlinge nach Galați, und wir im Spital mussten in die Baracken ziehen. Unter diesen darf man sich nicht so schöne Holzhäuschen vorstellen, wie sie die Gefangenen bei uns haben. Es wurden große Löcher in den Lehm Boden gegraben, vier Meter tief, fünf Meter breit und 70 bis 80 Meter lang. Darüber kam ein Bretterdach, Lehm wurde darauf geworfen, und fertig war die Maulwurfswohnung, das Quartier für die Gefangenen. Darin war es kalt, von einem Ofen keine Rede, dazu finster, denn oben an der Wand war nur ein kleines Fenster angebracht. Stroh hatte man wenig, einen Mantel auch nicht. Waschen konnte man sich nicht, es war kein Wasser da. Eine Stunde weit musste das Wasser mit einem Wagen geholt werden, und dann war es nur für die Küche bestimmt. Wenn man etwas Wasser trinken wollte, musste man sich ganz heimlich an das Wasserfass hinschleichen und musste dafür ein paar Kolbenstöße des Postens in Kauf nehmen. Wir hatten auch kein Wasser, um uns selber zu waschen. Im Monat konnte man sich ein paarmal das Gesicht gründlich abreiben.

Mit dem Vorrücken der deutschen Truppen wurde auch unsere Verpflegung immer schlimmer. Vier Wochen bekamen wir nicht ein Gramm Salz. In der Frühe bekam man nichts, mittags und abends gab es gesalzene Bohnen und Kartoffeln, Bohnen- und Kartoffelwasser. Auf 100 Mann trafen 40 bis 50 Kartoffeln, ein paar Zwiebel und der bekannte Mămăligă, wässrig, ohne Salz und voller Schmutz. Brot war eine Seltenheit. Wir haben öfters gewünscht, wenn wir es nur so schön hätten wie bei uns die Schweine, die sich einer besseren Kost erfreuten. Da auch die Kälte zunahm, brachen Krankheiten aus. Tag für Tag starben ein paar Gefangene, andere lagen



Ansichtskarte der Bukarester Victoriastraße beim Einmarsch deutscher Soldaten.



*Max Nagel im Mai 1918
in russischer Uniform.*

*Rückseite der Feldpostkarte
von Mai 1918. Fotos: privat.*

krank darnieder. Wenn manche diesem traurigen Leben sich durch Flucht erziehen wollten und ihr Verschwinden wurde bemerkt, Gnade ihnen oder den anderen, die noch in den Baracken waren.

Wurde ein Entwichener eingefangen, so wurde er in ein Erdloch geworfen, das vier Meter tief war und zwei Meter im Quadrat hatte. Die Öffnung wurde mit einem Brett zugedeckt, und so war er darin sechs Tage und sechs Nächte lebendig begraben. Es gab auch kleine Arrestsitze, unseren Schilderhäuschen gleichend, oben frei, ohne Dach, mit vier Zuglöchern. Darin konnte gerade ein Mann stehen. Und so musste einer, der sich etwas zuschulden kommen ließ, sechs Tage und sechs Nächte ununterbrochen verweilen, jeder Witterung ausgesetzt.

Gelang einem Gefangenen die Flucht, so mussten die Zurückgebliebenen dafür büßen. Sie durften längere Zeit keinen Augenblick aus der Baracke heraus, mussten sie Notdurft verrichten, so war in der Baracke zu diesem

Zwecke ein großer Kübel aufgestellt, den zu leeren ich um den Preis von Ohrfeigen und Fußstritten wiederholt verweigerte.

Mitte Dezember kam der Befehl, alle Tschechen, Slawonier, Ungarn-Rumänen, Österreich-Italiener könnten sich ihr Los verbessern oder gar ihre Freiheit wieder gewinnen, wenn sie sich in den Dienst der Entente² stellten. Sie brauchten nicht in Rumänien zu bleiben, sie könnten sich nach Russland, Italien oder Frankreich versetzen lassen, nur müssten sie das Versprechen geben, gegen Deutschland und Österreich zu kämpfen. Nach ein paar Tagen war ein nettes Grüppchen beisammen und zum Abmarsch bereit, darunter leider Gottes, ich hätte es nie geglaubt, auch vier deutsche Uniformen – Elsässer. Vor dem Abzug fragte sie noch ein französischer Offizier, der in Begleitung eines rumänischen Offiziers das schandvolle Verrättervolk führte, wofür sie sich entscheiden wollten, für Frankreich oder für Deutschland, da riefen sie: *Vive la France, A bas l'Allemagne!* (Hoch Frankreich! Nieder mit Deutschland!) Tränen des Zornes standen mir in den Augen über diese Schmach! Ein Österreicher fragte mich, was diese Soldaten wollten; ich sagte ihm: „Es sind Verräter, die ihr Vaterland verkaufen. Eine Kugel ist zu schade für sie!“

In den Baracken von Măstăcani

Immer näher waren inzwischen die deutschen Heere auf Galați gezogen. Man sah das Einschlagen der Granaten, das Explodieren der Schrapnelle. Meistens war der Bahnhof das Ziel der Artillerie. Wir waren von großer Freude erfüllt, dass unsere Kameraden in solche Nähe rückten, und da wir an manchen Tagen das Gewehrgeknatter und das Hämmern der Maschinengewehre vernahmen, glaubten wir, in den nächsten Tagen könnten wir zurückgefangen werden. – Mit dem Durchgehen war es schwer, da auf zehn Mann fünf Posten kamen. Mitte Januar 1917 wurde das Barackenlager nach Măstăcani nördlich von Galați verlegt. Die Gefangenen, die noch gut auf den Füßen waren, mussten den Weg dahin – es waren 40 Kilometer, zu Fuß zurücklegen. Jene, die krank waren, durften mit der Bahn dahin fahren. Ich war auch darunter. Wegen des großen Blutverlustes, den ich bei der Verwundung hatte, war ich immer kränklich, dazu das schlechte Essen, die ungenügende Kleidung, ohne Mantel, mit halbem Hemd und die Unterhose wurde mir, als ich sie nach dem Waschen trocknen ließ, auch

gestohlen. Auf der Bahn in Galați fassten wir – es waren 200 Mann – für drei Tage Verpflegung: eingesalzene Fischeier (die Eingeweide von Fischen) und harten rumänischen Zwieback. Die Wagen, in die uns die Rumänen einpferchten, dass man sich kaum rühren konnte, waren deutsche Viehwagen. Schmerz und Trauer erfüllte mich, als ich so vertraute Namen an den Wagen las, wie Nürnberg, Stuttgart, München, Regensburg und Augsburg. Ich stieg in einen Wagen ein, der mit Augsburg bezeichnet war, und ich stellte mir vor, ich fahre von Augsburg nach Donauwörth. Ich glaubte nicht mehr, dass ich meine Heimat noch einmal sehen würde und hielt dies für meine letzte Fahrt. „Nach der Heimat möchte ich wieder, nach dem teuren Vaterhaus.“ Diese Worte kamen mir in den Sinn und stimmten mich wehmütig und traurig.

Über eine Stunde dauerte die Fahrt. Dann hieß es: „A fara!“ („Aussteigen“) Die Bahnstation, in welcher der Zug hielt, war Foltesci. Von dort bis Măstăcani hatte man noch eineinhalb Stunden zu gehen. Tiefes Dunkel herrschte; es war schon spät Nacht. Wir stolperten da und dort über einen kleinen Graben und versanken bis über die Knie im rumänischen Dreck. Müde und erschöpft kamen wir im Lager an. Es war auf einem Hügel angelegt – man sprach darum vom Tabor von Măstăcani – und die Baracken waren wie die von Galați gebaut. Für 50.000 Mann waren hier Baracken errichtet. Rumänien, du magst ruhig sein; du kannst ja die nicht ernähren, die du schon in deinen Klauen hast.

Ich hoffte, dass wir hier ein besseres Unterkommen finden würden, leider überall die gleichen rumänischen gräulichen und hässlichen Zustände. Wie eine Herde wurden wir in eine freie Baracke getrieben. Es war bitter kalt und kein Ofen vorhanden, sich zu wärmen. Dazu der schreckliche Durst von den gesalzenen Fischeiern. Kein Wasser war zu haben. Die Zunge klebte am Gaumen, die Lippen brannten vor Fieberhitze. Manche Ungarn wussten keinen Rat, als ihren eigenen Urin zu trinken.

Für drei Tage hatten wir Verpflegung bekommen, infolgedessen durften wir unten bei der Küche, die für 1000 Mann kochte, nicht mitfassen. Hunger tut weh. Ich ging hinunter und probierte, ob ich nicht ein wenig warmes Suppenwasser bekommen konnte. Aber die Kameradschaft selbst unter Gefangenen war nicht so groß bemessen, als man glauben könnte. – „Wir haben selbst nichts“, sagten die Österreicher, und die Ungarn und die Ostpreußen meinten: „Ein jeder müsse für sich selbst sorgen“, und gingen

zweimal zum Suppenfassen. „Wenn ihr nicht gutwillig geben wollt, so lasst es bleiben“, sagte ich ihnen, „ich werde schon etwas bekommen, wenn nicht jetzt, so doch später.“

Die drei Tage gingen vorüber, nur viel Hunger gab's. Unsere Küche mit ihrem Mămăligă-Kessel trat wieder in Tätigkeit. Am ersten Tag half ich Wasser tragen. Ich strengte mich dabei zu sehr an und erkältete mich. Ich wurde ganz nass, und bei der großen Kälte wurde das nasse Gewand ganz eisig. Ich setzte mich in die Küche ans Feuer, mich zu trocknen. Die Kälte und die Wärme ließen meine Glieder ganz erschüttern, und ich bekam den Schüttelfrost. Man trug mich in die Baracke hinauf, und ich lag die ganze Nacht im Fieber. Am nächsten Tag wurde es ein wenig besser, nur der Durst quälte mich. Ich bat von den Ungarn einen Schluck Wasser aus ihrer Feldflasche. Diese verlangten dafür zehn Bani (acht Pfennige). Da ich kein Geld hatte, wankte ich zur Küche hinunter, um ein wenig Wasser zu bekommen. Dort hatte ein ungarischer Zugführer, ein Überläufer, das Kommando. Ich flehte ihn an, mir ein wenig Wasser zu geben. In der Ecke stand das Wasserfass und war ganz voll. „Was willst du, Germanski Corculae (deutsches Schwein)? Wasser?“ schrie er mich an: „Ich werde dir sofort etwas geben!“ Nahm eine Schaufel und schlug mich zur Küche hinaus. – Ich ging wieder in die Baracke hinauf, legte mich in das verfaulte Stroh und weinte bittere Tränen über meine Verlassenheit und Einsamkeit.

Von Tag zu Tag wurde ich kränker. Die Witterung wurde ungünstiger. Die Kälte stieg bis zu 20 Grad. Es froh die Donau zu, so dass der rumänische und russische Train darüber fahren konnte. Der Schnee lag meterhoch. Es war in den Baracken noch grauenvoller als in Galatz. Dort starben Tag für Tag zwei bis drei Mann, aber hier waren es täglich 25, 28 bis 30 Mann. Angst und bang wurde es mir, als ich so zwischen den Toten lag. Oh, der schreckliche Geruch, wenn die Toten nach zwei Tagen noch in den Baracken lagen, bis sie dann in eine Grube geworfen wurden, ohne jede Bezeichnung, Grab und Kreuz. Der Hungertyphus und die Cholera rafften die meisten hinweg. Die armen Leute konnten keine Speise mehr vertragen, nur Wasser wollten sie haben. – Vota, „Wasser!“ schrie der Bulgare, Vis, „Wasser!“ der Ungar, Sou, „Wasser!“ der Türke.

Das Wasser war aber so schlecht, so sumpfig, lehmig und sandig, dass es mich noch kränker machte. Sie mussten täglich 30 bis 40 Mal auf die Seite. In ein paar Tagen waren sie so schwach, dass sie keinen Schritt mehr ma-

chen konnten. Sie lagen in ihrem eigenen Unrat, hilflos und verlassen. Kein Mensch kümmerte sich um sie. – Über die Läuse in den Baracken will ich höflichst Stillschweigen bewahren.

Ich hatte zufällig auch einen rumänischen Mantel bekommen, aber man soll sich über nichts zu früh freuen. Ich breitete ihn auf dem Boden aus und wickelte mich darein, um ein wenig zu schlafen. Als ich ihn hernach ansah, bemerkte ich zu meinem Schrecken, dass eine ganze Armee von Läusen darin Quartier suchte. Ich nahm mir Mühe, ihn zu entlausen und entlauste von morgens bis abends. Aber statt es ihrer weniger wurden, wurden es immer mehr, und ich warf ihn wieder weg. – Es war eine schlimme Zeit. Die Läuse, das schlechte Lager, die karge Kost, die rauhe Behandlung, die Peitschenhiebe der Gendarmen, die Kolbenstöße der Posten, sie haben dazu beigetragen, dass in Măstăcani von den 1300 Mann über 800 innerhalb von drei Monaten gestorben sind.³

Als ich alle diese Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten gegen Lebende und Tote mit ansah und mitfühlte und ich mein Leben nicht so ohne weiteres der rumänischen Rachgier preisgeben wollte, setzte ich mein Leben aufs Spiel und wagte die Flucht. Ob ich in diesem Lager den Tod finde oder durch die Kugel eines Postens, das war mir gleichbedeutend. Wenn ich die Flucht probiere, so habe ich doch noch die Hoffnung, dass ich dem Tode entrinne. Darum spekuliere ich schon lang, wie ich es anstellen könnte, diesem Elend ein Ende zu machen.⁴

Meine erste Flucht

Ich hatte herausgefunden, dass die Posten bei der Latrine, die außerhalb der Baracke lag, nach zwölf Uhr nachts zu ihren Kameraden in die Baracke gingen, um sich durch Unterhaltung die Zeit zu vertreiben. Dies nützte ich. Der Posten war gerade weggegangen. Zwanzig Meter von ihm war auch ein Posten, aber ich wagte es. Ich kroch auf dem Bauche durch den Schnee. Ein wenig dunkel war's, starker Wind fegte dahin, aber ich schlängelte mich wie eine Schlange durch. Als ich gewiss war, dass ich außerhalb der Postenkette sei und von einem Posten nicht mehr beobachtet werden konnte, stand ich auf und lief, was ich konnte. Ich fühlte aber bald, dass ich einer solchen Anstrengung nicht gewachsen sei. Ich konnte mich fast nicht mehr auf den Füßen halten, aber der Gedanke, dass ich

in der Baracke vermisst würde und die Rumänen dann meine Verfolgung aufnehmen könnten, gab mir wieder Kraft und Energie. Zuletzt wollte es nicht mehr gehen. Ich war zu erschöpft. Da sah ich beim Grauen des Morgens ein Rot-Kreuz-Fähnchen in der Luft flattern. Ich dankte Gott dafür, marschierte darauf los und grüßte es wie ein Erlösungszeichen. Ich hatte nur Angst, ob das Rot-Kreuz-Fähnchen russisch oder rumänisch sei. Zum guten Glück war es russisch. Als die Russen mich daherwanken sahen, den Tod in den Augen, nur Haut und Knochen, ein menschliches Skelett, da fühlten sie Mitleid und führten mich in die Krankenstube. Kurz darauf trat eine Frau herein, eine vornehme Gestalt. Die Russen sagten mir, sie sei die Doktorin. Sie war eine Jüdin und sprach gut Deutsch. Ich stellte mich ihr vor und bat sie, mich in das Spital aufzunehmen. Sie fragte mich, ob ich noch Vater und Mutter hätte und wo ich zu Hause sei. Ich entgegnete ihr, dass ich aus der rumänischen Baracke aus Măstăcani entflohen sei, jetzt nicht mehr weiterkönnen, krank sei und in einigen Tagen wohl sterben müsste. Wenn ich keine Aufnahme fände. Sie gab mir die freudige Antwort, ich dürfte hierbleiben, sie würde mich gesund machen und mich den Rumänen nicht verraten. Ich dankte ihr unter Tränen für dieses Werk der Barmherzigkeit. Ich lag dann wochenlang in diesem russischen Lazarette an Typhus darnieder. Ich hatte aber, Gott sei Dank, eine starke Natur, und sie trug den Sieg davon. Ich genas wieder. Ein neues Leben begann für mich, mit der Hoffnung, gesund und heil zurückkehren zu können in das liebe Heimatland, zu Vater und Mutter, die sich wohl grämen um ihren Sohn, wie sich dieser grämt um sie.

Im russischen Spital

Das Spital, das mir als Zufluchtsstätte diente, war nur acht Kilometer von den rumänischen Baracken, die ich verlassen hatte, entfernt und stand noch auf rumänischem Boden. Es war früher eine Schule, man sah noch die vom Schreiber in Eßlingen bezogenen naturhistorischen Wandtafeln,⁵ und jetzt als Spital eingerichtet. Es waren drei große Schulzimmer vorhanden, die als Krankensäle dienten. Es war außerdem noch ein kleiner Saal da, in dem sich die Apotheke befand. Sechs Rot-Kreuz-Schwesterinnen widmeten sich der Krankenpflege. Unter diesen waren zwei Schwestern aus Warschau. Sie beherrschten die russische, polnische, französische Sprache und, was für mich

von großem Vorteil war, auch die deutsche. Sie waren schon in Lindau gewesen und hatten darum Sympathien für einen Bayern. Sie verschafften mir russische Kleidung. Ich nahm mich darin ganz stattlich aus, nur war ich recht abgezehrt und mager. Meine Kleidung hatten die Russen in das Magazin gebracht. Entlausungsmaschinen hatten sie nicht, und so legten sie eines Tages meine Kleider ins Freie, damit die Läuse erfrieren sollten. Es herrschte damals – Mitte Februar 1917 – große Kälte. Die Läuse bekamen wirklich das Lauffieber und sind samt den Kleidern verschwunden.

Ein großes Glück war es für mich, dass ich im Spital freien Lauf hatte. Ich konnte hingehen, wohin ich wollte, und in der russischen Kleidung fiel ich auch nicht auf. Ich lernte mit der Zeit von den Schwestern Russisch und vom Volke Rumänisch und konnte mich so durchschlagen. Die Arbeiten, die ich verrichten musste, waren nicht anstrengend: Zimmer und Hausgang wischen, ein wenig Holzsägen und im Magazin Produkte für die Küche fassen. Geld hatte ich bis jetzt leider keines. Da ich aber auf Handelschaft ging, gab es nach und nach ein bisserl Geschäft. Ich betrieb zuerst einen kleinen Brothandel. Ich machte mich mit einem rumänischen Feldwebel bekannt. Er hatte ein Magazin unter sich und verkaufte als kleinen Nebenverdienst auch Brot. Um ein Frank, den ich einmal geschenkt erhielt, bekam ich vier Stück. Ein Frank ist nach russischem Geldwert 40 Kopeken. Ich dagegen verkaufte an die Russen ein Brot für 30 bis 35 Kopeken. Ein ganz nettes Geschäft, wenn es alle Tage geblüht hätte. Ein rumänischer Offizier kam aber darauf, und der Feldwebel durfte nichts mehr verkaufen. Da es mit dem Brothandel ein Ende hatte, so suchte ich ein anderes Gebiet für meine kommerzielle Tätigkeit. In Foltesci war eine russische Marketenderei. In dieser kaufte ich Zigarettenpapier, das Blatt für eine Kopeke an, an die rumänische Zivilbevölkerung verkaufte ich das Stück für drei Kopeken. An Zigaretten war eine Schachtel für zehn Kopeken zu haben, ich verhandelte sie für 25 Kopeken. Russische Machorta, d.h. Tabak, bekam ich ein Paket für 13 Kopeken, ich verlangte 20 Kopeken. Zündholzschachteln waren für fünf Kopeken zu kaufen, bei mir waren sie für zehn Kopeken nicht zu haben. Die Leute fanden meine Zündholzpreise zu hoch, ich machte den Vorschlag, sie könnten mir dafür ein Ei geben, und ich verkaufte dieses für 20 Kopeken. Der Herrgott wird mir meinen Kriegswucher in meiner damaligen Lage verzeihen! Dann wandte ich, um zu Geld kommen, noch andere Tricks an. Beim Spital waren auch Pferde. Ich ließ ein paar von der

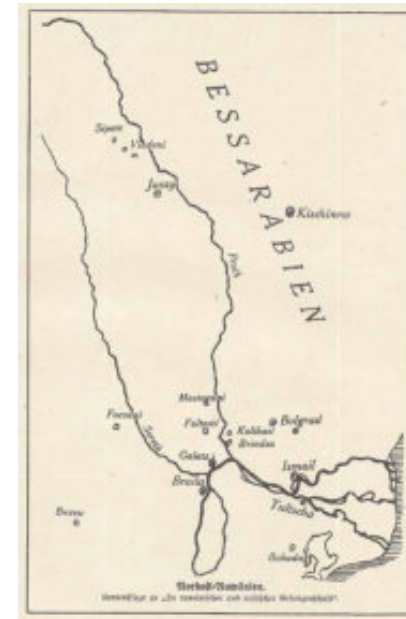
Weide weglaufen und versteckte sie dann an einem günstigen Platz im Gebüsch. Ich ging zum Verwalter und teilte ihm mit, ein paar Pferde wären nicht mehr da und seien vermutlich davongelaufen. Ich erklärte, ich würde sie gern einfangen. Gut, entgegnete er, wenn ich sie wieder zurückbringe, bekomme ich fünf Rubel Finderlohn. Ich sattelte mir ein Pferd und machte den schönsten Spazierritt in der angenehmen Hoffnung, fünf ganze Rubel in der Tasche zu haben. Ich ritt die ganze Umgegend ab, und es interessierte mich, wie jetzt nach drei Monaten die Barackenlager von Măstăcani aussehen würden. Ich ritt die Straße entlang, die an dem Lager vorbeiführt, und sah mir die berüchtigte Stätte an, wo ich so viel zu leiden und zu dulden hatte. Rings um das Lager waren Posten aufgestellt, einer vom anderen zehn Meter entfernt. Grimmig blickten sie drein, mit ihren schwarzen Pudelmützen, den lumpigen Sandalen an den Füßen und den Fetzen am Leibe. Ich redete einen von ihnen an, und er sagte mir, dass es mit der Verpflegung schlecht stehe und dass 150 von der Wachmannschaft an Typhus gestorben seien.

Wenn der Posten gewusst hätte, dass ich schon einmal im Gebiete seiner Jurisdiktion gestanden, er hätte mich nicht so leicht vor den Baracken mit dem Pferde herumtänzeln lassen. Manche Änderung war vorgekommen, die Küche war angebaut, die Wege geebnet, die Baracken aber waren dieselben geblieben, düster und unheimlich wie früher. Ich warf einen letzten Blick zu ihnen hinauf, wehmutsvoll der Leute gedenkend, die dort noch immer ein Marterleben führten. Ich gab dem Pferde die Sporen, und mit dem Rufe „Heide, Hans!“ galoppierte ich wieder zurück, dorthin, wo ich die Pferde versteckt hatte. Ich brachte sie zurück und nahm fünf Rubel vom Verwalter in Empfang. Das Geld, das ich mir verschaffte, verwandte ich dazu, meiner Gesundheit besser auf die Füße zu helfen. Ich kaufte mir Eier und Milch, manchmal einen Liter Wein, ein Huhn oder eine Ente. Ich wurde mit der Zeit wieder kräftig und bekam ein ganz gutes Aussehen. Hatte ich zuweilen kein Geld, so wusste ich mir Rat, solches zu verschaffen. Es gab in dem Dorfe keinen Doktor, und ich gefiel mir in der Rolle eines Doktors à la Eisenbarth. Um wenig Geld bekam ich von der Apotheke des Spitals Pulver. Eines, Aspirin, hatte ich für die Kopfschmerzen, ein anderes, Chinin, für Magenschmerzen, ein drittes, Colomel, für Bauchschmerzen. Wenn die Rumänen sich krank fühlten – so und bei ihrem ewigen Mămăligă leiden sie wohl manchmal an Verdauungsstörungen – kamen

sie zu mir und teilten mir ihre Schmerzen mit. Ich gab ihnen nach Bedarf und Wunsch entweder Aspirin, Chinin oder Colomel, natürlich gegen Bezahlung. Meistens mussten sie mir als Bezahlung einen Liter Milch, Eier oder ein Huhn geben. Die Doktorin meinte eines Tages: „Max, du siehst immer besser aus unter meiner Behandlung“; sie bedachte zu wenig, dass ich diesen Erfolg auch meiner Behandlung verdankte. Ich konnte auch alle acht Tage ins Bad gehen. Quartier suchte ich mir selber bei den Rumänen.

Rumänisches Volk

Im Verkehr mit den Rumänen lernte ich auch ihre Lebensweise kennen. Ihre Häuser sind aus Lehm gebaut und meist mit Schilf bedeckt. Sie haben zwei Zimmer, ein Wohn- und ein Fremdenzimmer, das auch Vorratskammer ist. Alle schlafen in ihren Kleidern und sind darum auch mit der Morgentoilette bald fertig. Der einzige Hausgegenstand ist ein länglicher Kasten zur Aufbewahrung von Maismehl. In jeder Ecke stehen ein paar Säcke voll Bohnen und Schwarzmehl. An den Wänden hängen als Schmuck alte Kleider. Das Ganze matt beleuchtet von einem Schimmer, der von außen durch kleine schmutzige Fenster dringt. Nicht viel besser sieht es im Wohnzimmer aus. Der Boden ist Lehmboden. An der Wand ist eine Pritsche aus Holz, darüber eine Strohmatte gebreitet. Sie dient der ganzen Familie als Schlafstätte. Zu den Hausgenossen zählen auch die Hühner und die Schweine. Den halben Raum des Zimmers nimmt der Ofen ein, auch aus Lehm gebaut. Bei kaltem Wetter wird er mit Stroh und an der Sonne getrocknetem Kuhmist geheizt. Auf dem Ofen plaziert sich dann die ganze Familie, und der Rumäne kennt kein wonnigeres Gefühl, als auf einem mildgeheizten Ofen zu schlafen. Sie haben einen Ofen, aber keinen Herd zum Kochen; auch die Hausgeräte sind in kleiner Auswahl vorhanden. Ein Messer habe ich nicht gesehen. Ein hölzerner Löffel genügt für die ganze Familie. Denn gegessen wird auf die natürlichste Weise: mit den Fingern. Das einzige, was jede Familie hat, ist ein Mämälīgä-Kessel. In der Frühe wird er aus der Ecke geholt, auf den eisernen Dreifuß gestellt und Feuer darunter gemacht. Kocht das Wasser, wird das Maismehl hineingeschüttet und mit ein Holzprügel herumgerührt, bis ein dicker Brei entsteht. Man lässt ihn auskochen. Der Kessel wird dann seines Inhaltes entleert, auf einen dreikäse hohen Tisch mit einem Faden durchschnitten, die eine Hälfte verzehrt, die andere für den Abend aufgehoben. Bei



*Karte von Nordost-Rumänien. Aus:
Raphael (siehe Anm. 8).*

gutem Wetter vollzieht sich dies im Freien. Rings um den Tisch setzen sich die Kinder auf den Boden, die Füße wie die Türken übereinander geschlagen. Mit den Fingern wird der Mämälīgä-Kuchen ein Stück genommen, in der Hand zu einem Kügelchen geformt, dieses in eine Schale Milch getaucht und dann verzehrt. Nach dem Essen fährt der Rumäne mit einem Ochsen aufs Feld zur Arbeit. Abends kehrt er wieder zurück, und es wird wieder Mämälīgä gegessen. So Tag für Tag. Der rumänische Bauer arbeitet schwer, ist der Sklave der Großgrundbesitzer, der Bojaren, die in Großstädten ihre Einkünfte verprassen und dem Bauer den vierten Teil seiner Pachtverträge belassen, die ihm ein sehr bescheidenes Dasein gestatten. Nach dem Abendessen beginnt eine eigenartige Tätigkeit der Hausfrau. Sie entlaust ihre Kinder. Diese legen den Kopf in den Schoß ihrer Mutter, und mit Affengeschwindigkeit fängt sie die „Vögelchen“. Ist die Prozedur an den Kindern vorbei, dann entlausen die Mädchen die Mutter. Alle Samstage ist große Wäsche. Da die Kinder keinen zweiten Anzug haben, bewegen sie sich in Zivil, d. h. sie laufen im Adamskostüm herum, bis die Wäsche trocken ist. Das fällt im Lande „der Kultur und Zivilisation“ nicht weiter auf, auch nicht, dass die Frauen das ganze Jahr barfuß laufen und in ihren Naturschuhen und ihren zerrissenen Kleidern nicht den besten Eindruck machen.

Allerlei Erlebnisse

Da ich im Spital allein unter fremden Leuten war, überkam mich oft ein tiefes Heimweh. Ich gedachte meiner Eltern und Geschwister, die nicht wussten, ob ich noch lebe oder schon gestorben sei. Ich hatte schon in



Mit dem Ochsenfuhrwerk zur Weinernte. Aus: Raphael (siehe Anm. 8).

Galați einem Grafen vom Roten Kreuz, der die Kontrolle über die Spitäler hatte, Briefe in die Heimat übergeben. Ich hatte zu Weihnachten, im Lager von Galați, an meine Eltern geschrieben und gab Karten in der Kanzlei ab. Mit Betrübnis musste ich bemerken, dass man mit Karten der Gefangenen Feuer anmachte und zerrissene Briefe von ihnen auf den Aborten fand. Die Rumänen hatten ein Interesse daran, dass man von ihrer Behandlung der Gefangenen in Deutschland nichts erfuhr. Eine Kommission des schweizerischen, schwedischen oder holländischen Roten Kreuzes war leider auch nicht zu sehen. Auch im russischen Spital schrieb ich wiederholt nach Hause, aber die ungewöhnlichen Umstände brachten auch von hier aus keine Verbindung mit der Heimat zustande.

Eine einzige Postkarte, die ich im Mai 1917 abschickte, gelangte glücklicherweise am Weihnachtsabend 1917 in die Hände meiner Eltern, die mich bereits für tot gehalten hatten.

Unsere Doktorin besuchte eines Tages die nahen rumänischen Baracken und brachte ein paar Kranke mit, darunter einen Ungarn und einen Deutschen. Als ich hörte, dass ein schwerkranker Deutscher im Krankenzimmer sei, suchte ich ihn sofort auf. Er teilte mir seine Erlebnisse mit, die bezeich-

nend sind für die rumänische Kultur. Er war ehemals Professor in Jena und Leipzig, kam vor Ausbruch des Krieges nach Rumänien und wurde dort als Spion verhaftet. Er wurde zum Tode verurteilt, schließlich aber das Todesurteil in eine Geldstrafe von 800 Franken umgewandelt. Er hatte 1000 Franken im Besitze und konnte sich damit retten. Da man hörte, wieviel Geld er habe, wurde die Strafe auf 1000 Franken erhöht, und nun war er mittellos. Er kam in das Lager von Măstăceni, wurde wie ein Kriegsgefangener behandelt, litt das denkbar schlechteste Leben und zog sich eine schwere Kehlkopfentzündung zu. Er war auch von Läusen ganz zerfressen. Später wurde er nach Odessa transportiert, und auf dem Wege dahin soll er gestorben sein. Sein Name ist Freiberg.

Um diese Zeit traf ich auch einen anderen Deutschen. Er hieß Eduard Wolf, war in Russland ansässig und musste zu Beginn des Krieges in die russische Armee eintreten. Er war Trainsoldat⁶. In der Nähe von Măstăceni wurde er von einem Wagen überfahren, zog sich eine innere Verletzung zu und kam infolgedessen in unser Spital. Er brachte mir die ersten Mitteilungen über allerlei unkontrollierbare Neuigkeiten in der Welt. Zar Nikolaus sei gestürzt und Russland eine Republik geworden, in der Nähe von Czernowitz sei die ganze achte russische Armee zugrunde gegangen, die Hälfte der Soldaten seien desertiert, die anderen sonst von der Front weggelaufen, die Offiziere wären teils abgesetzt, teils ermordet, und zwischen Tulcea und Ismael wären 37 rumänische Regimenter in die Donau gejagt worden, so dass die Leichen bis ins Schwarze Meer hinausgetrieben wurden. In Deutschland herrsche Hungersnot, man esse Holz, sammle die Raupen und bereite aus ihnen Fett. Als er von unschied, schenkte er mir einen russischen Mantel, so dass ich ganz wie ein Russe ausstaffiert war. Er gab mir auch Adressen von deutschen Familien in der Nähe von Odessa. Ich wollte schon damals nach Bessarabien hinüber, allein die Grenze war zu stark besetzt, und ich musste warten, bis das Spital nach Russland verlegt wurde.

In Vlădeni

Unser Spital erhielt im Juni Befehl, nach Vlădeni in der rumänischen Bukowina überzusiedeln. In nächster Nähe davon befanden sich die berüchtigten Baracken von Sipote, wo Tausende von Deutschen elend zugrunde gingen. Da im Dorfe ein paar russische Regimenter einquartiert waren, konnte ich

kein Quartier auftreiben und musste im Freien unter einer Schaluppe übernachten. Ich erkältete mich und bekam die Malaria. Ich kam in die Krankenstube und lag längere Zeit in hohem Fieber darnieder. Doch ich kam wieder auf die Füße, erhielt ein Quartier und begann wieder die Handelschaft bei den Russen und Rumänen. Es gab Äpfel, Birnen, Nüsse und auch Honig zu kaufen. Ich war mehr für Eier eingenommen, kaufte sechs Stück für zwei Franken und verkaufte vier für zwei Franken. Auch mit Milch war ein kleines Geschäft zu machen. Der Liter kostete einen Franken. Ich verlangte einen Franken und 50 Bani. Im Herbst gab es Kartoffeln, Kraut und Maiskolben in Fülle. Man brachte nur auf den Acker zu gehen und konnte unbehelligt zentnerweise die Kartoffeln holen.

In Vlădeni war ich auch Küchenjunge in der Offiziersküche. Meine Arbeit bestand in Holz holen, Wasser tragen, Geschirre waschen und Besteck reinigen. Es aßen zwölf Personen in dieser angeblichen Offiziersküche. Es waren aber für alle vier Löffel und fünf Teetassen vorhanden, so dass es oft bei Tische zu köstlich humorvollen Szenen kam.



*Leichenfeier in Rumänien. In der Mitte der Pope.
Aus: Raphael (siehe Anm. 8).*

Ein rumänisches Begräbnis

Eines Tages früh wurde ich im Dorfe Vlădeni, wo ich Quartier hatte, durch ein herzerschütterndes Geschrei, Jammern und Klagen meiner Nachbarin aus dem Schläfe geweckt. Ich kleidete mich eiligst an, um die Ursache zu erfahren. Ich hörte, der Vater der Nachbarin sei plötzlich gestorben, und nach rumänischer Sitte begann deshalb die Totenklage, die dem To-

ten eine baldige Aufnahme in den Himmel erwirken soll. Drei Tage dauerte die Totenklage, nicht ein leises Singen, sondern ein Schreien, dass man sich die Ohren zuhalten musste. Am dritten Tage kam der rumänische Pope zur Beerdigung. Der Tote wurde im besten Anzug und neuen Stiefeln in den Sarg gelegt. Vor dem Hause war die Tragbahre aufgestellt. Von der Totenkammer bis zur Tragbahre wurden schöne weiße Kissen auf den Boden gelegt, ebenso buntfarbige Handtücher, dann Brezeln und kleine gelbe Wachskerzen darauf.

Darüber wurde der Sarg zur Bahre getragen und mit einem weißen Tuch bedeckt. Der Pope sprach die Gebete, segnete den Sarg und der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Ein Knabe in Mädchenkleidung, der wohl einen rumänischen Engel darstellte, trug das Kreuz. Es folgten zwei größere Jungen mit Fahnen, dann kam eine Tragbahre, mit weißem Tuch belegt, auf dem ein großer gelber Maiskuchen prangte. Diese Bahre war außerdem geziert mit vier Tannenbäumen, die mit buntem Papier, Äpfeln, Birnen und Nüssen nach Art unserer Christbäume geschmückt waren. Hierauf folgten ein paar Männer mit Weinkrügen in den Händen und ein paar Frauen mit lebenden Hühnern unter dem Arm. Es folgte der Pope, der einen rumänischen Choral sang, dann kam die Tragbahre, auf welcher der Sarg lag. Das Ende des Leichenzuges bildeten die Hinterbliebenen und die Klagefrauen. Auf dem Kirchhof angekommen, wurde der Sarg ins Grab gesenkt, der Pope sprach einige Gebete, dann wurden die Hühner abgestochen und ihr Blut ließ man ins Grab laufen, ebenso wurde Wein auf den Sarg geschüttet. Und dann begann am Grabe ein Totenschmaus. Die Anwesenden ließen sich den Maiskuchen, die Brezeln, Äpfel, Birnen und Nüsse schmecken, und der Weinkrug machte fröhlich die Runde. Als alles aufgezehrt war, gingen die Leute munter und fröhlicher Dinge nach Hause und warten auf eine neue Gelegenheit zu einem guten Schmause.

Ein Ausflug nach Galați

Die Umgebung von Vlădeni war von Typhus verseucht, und um das Spital nicht zu gefährden, kam Ende Oktober 1917 die Ordre, wieder nach Foltesci zurückzukehren. Von hier sollte es dann mit der Pferdebahn über die Prut nach Bessarabien, zunächst nach Brinza gehen. Da man in Foltesci mehrere Tage auf die Rückkehr der Pferdebahn von Kolibosi warten muss-

te, beschloss ich einen Abstecher in die Umgebung zu machen, und eines Tages fuhr ich nach Galați. Ich sah mir Galați genau an und spekulierte auf Neuigkeiten. Ich vernahm, dass die Italiener im Oktober eine gehörige Tracht Prügel bekommen hätten, was mich im Stillen herzlich freute.

Bei der Rückfahrt war ich in großer Verlegenheit. Der Zug war durchaus besetzt, Russen saßen in allen Viehwagen, Rumänen standen auf allen Trittbrettern oder saßen auf den Wagendächern. Es blieb mir nichts übrig, als im Salonwagen Platz zu nehmen. Ein rumänischer Offizier stellte mich darob zur Rede, machte mir Vorwürfe, dass ich unberechtigt im Salonwagen fahre, und verlangte meinen Ausweis. Vorsichtshalber stellte ich an ihn die Frage, ob er russisch lesen könne. „Nein!“ sagte er. „Nun, ich bedaure“, antwortete ich und zeigte ihm einen russisch geschriebenen Wisch, auf den ich einmal den Rot-Kreuz-Stempel gedrückt hatte. Er buchstabierte mühsam die Ziffern, brachte aber nichts heraus und gab ihn mir wieder zurück mit der Weisung, den Salon zu verlassen, da er nur für Offiziere bestimmt sei. Ich erklärte, dass ich bald am Ziele sei und bei nächster Station aussteige. Hätte ich diesen alten Wisch nicht zufällig in der Tasche gehabt, ich wäre schön in der Patsche gesessen.

In Brinza

Den vorletzten Tag, als ich von Foltesci nach Brinza fuhr, traf ich meinen Freund Schneider. Er war in rumänischer Gefangenschaft und gerade damit beschäftigt, am Bahnhof Foltesci Holz auf einen Wagen zu laden. Er erzählte mir, dass es in Măstăcani jetzt ein wenig besser sei. Es wären neue Baracken mit Öfen darin gebaut worden, doch habe man noch immer viel Hunger zu leiden. Mămăligă, Krautwasser und alle Sonntage Pferdefleisch, das sei der Speisezettel. Ich verriet ihm, dass ich mit einem russischen Spital nach Bessarabien fahre, wenn er durchbrennen wolle, würde ich ihm behilflich sein. Ich würde ihn in eine Kiste packen und so über die Grenze schaffen. Ich hätte ihn gleich mitgenommen, aber der Posten ließ ihn nicht aus den Augen. Ich machte mit ihm Zeit und Stunde aus, wann er weglaufen sollte, gab ihm manchen Ratschlag, da ich in diesem Geschäfte schon einige Praxis besaß. Aber leider, wer nicht kam war mein Schneider. Das Herz ist ihm wohl in die Hosen gefallen. Wir fuhren über die Prut nach Brinza. Aber so günstig, wie ich's mir dachte, war dort der Eindruck nicht.

Die Sitten, Gebräuche und Wohnungsverhältnisse sind in Bessarabien wie in Rumänien. Sehr teuer waren die Lebensmittel. Ein Liter Milch kostete nach unserem Geld 14 Mark. Ein Liter Milch vier Mark, ein Laib Brot drei Mark, ein Pfund Speck fünf Mark, ein Ei 40 Pfennig, ein Schwein 600 Mark. Anfangs hatte ich auch kein Quartier, bis ein barmherziger Stoarisch (Mitbürger) mich aufnahm.

Ich blieb nur vier Wochen in Brinza. Das Essen war schlechter geworden, an manchen Tagen war kein Brot zu fassen, da die russischen Bäcker infolge der proklamierten Freiheit aller Bürger nichts mehr arbeiten wollten. Geld bekam ich auch nicht für meine Arbeit, und so fasste ich den Plan, auch hier die Flucht zu ergreifen. Jeder konnte ja, wegen der berühmten Siobota (Freiheit), tun und lassen, was er wollte, warum nicht auch ich?

Ich schnürte mein Bündel und wanderte nach Bolgrad. Nach ein paar Tagen echten Handwerksburschenlebens hatte ich die 50 Werst unbehelligt dahin zurückgelegt.

In Bolgrad

In Bolgrad lief mir ein Bekannter aus Măstăcani in die Hände. Es war ein Horvate⁷ und russischer Gefangener. Er verstand mehrere Sprachen, obwohl er keinen Buchstaben schreiben konnte, und tat mir daher gute Dienste. Ich fragte ihn, wo hier Arbeit zu finden sein könnte. Er meinte, hier wäre ein Pferdetransport, und bei diesem könnte ich vielleicht Beschäftigung finden. Er vertraute mir auch an, dass der Verwalter dieses Transportes deutscher Abkunft sei, der dies aber aus guten Gründen verheimlichen müsse. Ich stellte mich ihm vor, und auf seine Frage, ob ich wirklich Russe sei, sagte ich ihm: „Ich bin ein Russe mit deutschem Herzen oder ein Deutscher in russischer Uniform wie Sie.“ Er lächelte verständnisvoll und stellte mich an, indem er mir allerlei Vorsichtsmaßregeln gab. Gern hätte er mich in seine Kanzlei gesteckt, aber mir waren die Pferde lieber. Ich bekam Gelegenheit, bei den Pferdetransporten in dieses und jenes Dorf zu fahren und mich über Land und Leute und die Kriegslage zu erkundigen. Einmal kutscherte ich auch mit Pferden nach Ismail, um Hafer zu holen. Ich traf dort einen Juden mit deutsch gesinntem Herzen. Er hielt mich für einen Sohn Abrahams, und ich ließ ihn in diesem Glauben, was mir gutes Quartier und gute Bewirtung eintrug. Er erzählte mir viel von den russischen Zuständen. Die russische

Front sei ganz entblößt, die russischen Soldaten hätten ihre Offiziere abgesetzt, Generäle seien degradiert und bekämen Mannschaftslöhnung. Leutnants müssten in den Kanzleien Schreiberdienste leisten, in Soldatenküchen Kartoffeln schälen und Wasser führen. Ein Chaos überall, in dem ganz Russland zugrunde gehe. Soldaten, die von der Front zurückkehrten, plünderten und raubten, was sie könnten. Die Zivilbevölkerung habe einen Bund geschlossen, um Leben und Eigentum mit Gewalt zu schützen. So komme es alle Tage zu Schießereien und Metzereien, und viele Unschuldige büßten dabei ihr Leben ein. „Es ist eine harte, schwere Zeit“, meinte der Jude, „und am besten wäre es, wenn der German käme, um Ordnung zu schaffen.“ Als ich die Schilderung hörte, dachte ich an die dritte Flucht. Dazu gehörte aber, wie zum Krieg führen, Geld und wieder Geld, und ich musste mir erst solches auf Kosten Russlands erwerben. Ich erfuhr, dass ein anderer Jude sein altes Pferd – einen abgearbeitete Klepper – verkaufen würde. Ich bot ihm dafür eines der beiden Pferde, über die ich verfügte, gegen Aufzahlung von 200 Mark nach deutschem Geld an. Er war einverstanden, zahlte mich aus, und wir tauschten. Ich spannte die hagere Rosinante ein und fuhr nach Bolgrad zurück. Ich trieb die Pferde immer schneller an, bis das gekaufte zusammenbrach. Ich warf es in den Straßengraben. Es ist keine Seltenheit, an russischen Straßen krepierete Pferde zu sehen, halb verwest und von Hunden angefressen. In Bolgrad angekommen, ging ich zum Verwalter und erklärte ihm mit betrübter Miene: „Mein Herr, ein Pferd ist mir verreckt. Wenn Sie es sehen wollen, finden Sie es an der Straße nach Ismail.“ „Ach was, in Russland sind Pferde genug, nimm ein anderes!“ Ich freute mich des Bescheides, denn ich hatte dabei 200 Mark in der Tasche und war somit zum Durchbrennen gerüstet. Die Flucht wurde 14 Tage aufgeschoben, da mein Freund David, ein Horvate, der auch beim Pferdetransport war, noch seine Finanzen zum gleichen Zwecke verbessern wollte.

Die Russen stellten allenthalben die Arbeit ein, jeder steckte in den Zeiten der goldenen Freiheit die Hände in die Hosentaschen und ließ den Herrgott einen guten Mann sein. Wenn der Stoarisch (Mitbürger) nichts mehr besaß, stahl er dem Nachbarn, was er hatte, und verkaufte die gestohlene Ware auf dem Markte. Kein Hahn krächte danach, jeder hatte gleiche Rechte, und ich beanspruchte sie auch für mich.

Bei unserem Transporte war auch Brotmangel eingetreten. Die Bäcker streikten. Ein gelernter Bäcker – auch ein Horvate –, David und ich be-

schlossen, das Bäckergewerbe auszuüben und dem Verwalter vorzuschlagen, er möge eine Bäckerei mieten und uns die Brotlieferung überlassen. Einen Teil davon verkauften wir, ebenso Mehl, und mit den Kohlen machten wir auch ein gutes Geschäft. Wir waren zur Flucht fix und fertig.

Unglücklicherweise wurde gerade, uns ganz ungelegen, Bolgrad von den Rumänen besetzt. Sie hatten nur ein paar eiserne Vögelchen von 7,5 Millimeter hereingeschickt, und das genügte, um eine russische Deputation in der Equipage zum rumänischen Kommandeur zu senden und ihm die Stadt zu übergeben. Wir waren stille Zeugen des Einzugs der Rumänen. Sie jubelten, als ob sie den größten Sieg erfochten hätten, und sie meinten, sie würden bis nach Jerusalem marschieren. „Warum geht ihr nicht nach Bukarest?“ rief ihnen ein Russe zu. „A cola y est tragulae German! Nicht möglich, dort ist der Teufelsgerman“, kam zur Antwort. „Wir haben kein Brot und müssen nach Bessarabien“, meinte ein zweiter Rumäne.

Der Einmarsch der Rumänen war uns bei unseren geheimen Plänen sehr in die Quere gekommen. Aber wir ließen uns nicht beirren, gingen keck zur rumänischen Kommandantur, stellten uns als Russen vor und fragten, ob wir nicht freien Abzug erhalten könnten. Man verlangte weder Ausweis noch sonstige Papiere, und wir erhielten die erfreuliche Antwort, bis zum 20. Januar wäre es jedem freigestellt, wohin er gehen wollte, vom 20. Januar an aber trete rumänisches Kommando in Kraft.

Die dritte Flucht

Wir machten uns auf die Socken, Geld hatten wir und marschierten nach Ismail. Auf dem Wege dahin mussten wir an rumänischen Posten vorbei. „Unde marche, Russe? Wohin die Reise, Russe?“ rief der Posten. „Nach Ismail!“ „Y est billet? Haben Sie Ausweis?“ Ich berief mich auf das rumänische Kommando, das bis zum 20. Januar allen Russen Freiheit gewährte. „I est Revolver? Habt ihr Revolver?“ fragte er. „Nimica Revolver! Nichts Revolver!“ „Marche! Geht!“, und er ließ uns laufen.

Nun hieß es tüchtig einsetzen, wir hatten 42 Kilometer bis Ismail zu machen. Ich ging dort zu meinem bekannten Juden und übernachtete bei ihm. Am anderen Tag brachte uns ein Schleppdampfer über die Donau, und es ging nach Tulscha, am anderen Mündungsarm der Donau. Das Gebiet war von Rumänen besetzt. Wir kamen glücklich durch die Schützengräben und

Drahtverhaue, und nach langem Umherirren erreichten wir den zweiten Mündungsarm der Donau. Auf der andern Seite der Donau sahen wir bulgarische Posten auf- und abpatrouillieren. „Kommt herüber und holt uns!“ rief ich ihnen zu. Zu meiner Freude lösten sie einen Kahn, stutzten zwar, als sie unsere russische Uniform sahen. Ich erklärte ihnen, dass wir der russischen Gefangenschaft entflohen und Deutsche seien, und mit ein paar Rubel machten wir sie willfährig, uns hinüberzusetzen.

Nun war uns also die Freiheit geworden, und die Aussicht, unsere Heimat wiederzusehen, erweckte in uns strömende Freude und Dank gegen Gott für diese Gnade. Die Bulgaren brachten uns nach Tulscha (Tulcea). Ich stellte mich einem Nachrichtenoffizier vor, und er setzte sich sofort mit dem deutschen Ortskommando in Babadag in Verbindung.

Nun hieß es Abschied nehmen von meinem Freunde David, der alle Strapazen mit mir geteilt und den nach dreijähriger, harter Gefangenschaft die Sehnsucht nach der Heimat nach Hause trieb. Mit Tränen in den Augen, mit dem Versprechen, die in Not und Gefahr erprobte Freundschaft bis zum Lebensende aufrechtzuerhalten, schieden wir voneinander. Er stellte sich beim österreichischen, ich beim deutschen Kommando. – Von Tulscha



Postkarte von Braila, Gesamtansicht.

fuhr ich in einem Wagen nach Babadag, wurde vom Arzt untersucht und zur Beobachtung meiner Gesundheit fünf Tage in einem Zimmer in Quarantäne gehalten. Aber ich hatte alles, was nichts taugte, in Russland gelassen, außer den Läusen. Nach fünf Tagen fuhr ich nach Braila. Ich wurde frisch eingekleidet, kam zum Stab der bayerischen Kavallerie-Division und verlebte in Braila vier vergnügte Wochen in bester Pflege, so dass ich mich von allen Mühsalen prächtig erholte. Ich hatte auch nichts zu tun, als zu essen und zu schlafen. Militärkino, Vorträge und Konzerte sorgten für Unterhaltung. Da ich mit einem Chauffeur bekannt wurde, fuhr ich täglich durch die Stadt, und so kenne ich Braila so gut wie Donauwörth. Da inzwischen auch die Stammrolle eingetroffen war, durfte ich die Reise in die Heimat antreten.

Heim

Mit welchem Wonnegefühl ich am 18. März 1918 den Zug in Braila bestieg, kann ich nicht beschreiben. Ich fuhr über Buzau, Ploesti nach Bukarest, das ich mir ansah. Hier hatte ich mein letztes Abenteuer. Der Zug, der in Richtung Budapest abging, war ein Offizierszug, der nur Offiziere und Offiziersburschen beförderte. Ich wollte ihn benützen, um schneller nach Hause zu kommen, hatte aber hierzu keine Berechtigung. Kurzentschlossen stellte ich mich vor Abgang des Zuges an den Schalter. Es kam ein Offizier mit schwerem Gepäck. Ich bot ihm an, dieses zu tragen, und er nahm erfreut mein Anerbieten an. Ich ging damit zum Schalter, aber der Feldgendarm wollte mich nicht durchlassen, da ich keinen Ausweis hatte. Ich erklärte ihm, ich sei Offiziersbursche und das Gepäck sei Offiziersgepäck. „Das könnte jeder sagen“, meinte der Gendarm. „Herr Leutnant, habe ich nicht Ihr Gepäck?“ – „Jawohl!“ erklärte dieser. „Also sehen Sie“, erwiderte ich dem Feldgendarm, „ich trage Offiziersgepäck und bin demnach Offiziersbursche.“ Wohl oder übel musste mich der Kontrolleur durch die Sperre lassen, und ich dampfte mit dem Offizierszug über Orsowa, Temeswar nach Budapest. Der Offizier fuhr nach Breslau, ich nach Wien und über Linz nach Salzburg. Als ich wieder auf bayerischem Boden war, die Heimatberge sah, kannte meine Freude keine Grenzen, und als ich in Augsburg in den Donauwörther Zug einstieg, gedachte ich des traurigen Tages, wo ich von Galați in einem Augsburger Wagen zum Gefangenenlager Măstăcani fuhr.

Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Als dann bei der Donaubrücke mein Heimatstädtchen zu den Wagenfenstern hereingrüßte, als ich am Bahnhof meine lieben Eltern und Geschwister gesund und glücklich wieder sah, war's mir, als ob ich aus einem schweren Traum erwachte: *i c h w a r d a h e i m*. „Reiz der Heimat, Macht des Ortes, Zauber des Winkels der Erde, nach dem ich immer Verlangen im Herzen trug, *t e u e r e H e i m a t, s e i g e g r ü ß t!*“⁴⁸



Ansichtskarte des Donauwörther Bahnhofs vor 1945. Foto: privat.

Anmerkungen

- 1 Der Negoiu ist mit 2535 Metern der zweithöchste Berg Rumäniens im Făgăraș-Gebirge der Karpaten.
- 2 Zur „Entente“ (Einvernehmen) gegen Deutschland und Österreich gehörten Frankreich, das Vereinigte Königreich, die USA und Italien.
- 3 Reichsrat Graf von Preysing sprach in der Sitzung der bayerischen Reichsratskammer am 19. März 1918 über die entsetzlichen Leiden der Kriegsgefangenen in Rumänien, namentlich in den Lagern von Sipote und Vladeni. „Da starben von 16.000 Gefangenen im Laufe eines Winters 12.000; von 102 deutschen Offiziersaspiranten sind heute nur mehr sieben am Leben, und von den 4000 deutschen Gefangenen, die im Laufe des Winters 1916/17 dorthin gebracht wurden, leben heute nur noch 4000. Die Rumänen führen diese Tatsachen auf Seuchen zurück, in Wirklichkeit sind aber Nachlässigkeit, Korruption und zynische Grausamkeit des Lagerkommandanten an dieser außerordentlichen Sterblichkeitsziffer schuld.“ Vgl. Bayerische Staatszeitung vom 20. März 1918 Nr. 16.
- 4 Aus: Raphael. Illustrierte Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk. Jg. 40, 1918 Nr. 25/6, S. 97–101 mit Abbildungen S. 100 und 101.
- 5 Die süddeutsche Verlagsfirma Johann Ferdinand Schreiber wurde 1831 in Eßlingen gegründet und belieferte auch Schulen in Rumänien mit Wandtafeln.
- 6 Trainsoldaten schafften Material an die Front.
- 7 Horvate: veraltet für Kroat.
- 8 Aus: Raphael. Illustrierte Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk. Jg. 40, 1918 Nr. 27/28, S. 105–110 mit Abbildungen S. 107, 108 (2), 109.